

Mehr als Anerkennung.
Das Schreiblabor
als Resonanzraum
und Assemblage

Stefanie von Schnurbein

aus:

Julia Bee / Gerko Egert (Hrsg.)

Experimente lernen, Techniken tauschen

Ein spekulatives Handbuch

Seite 141 – 164

Weimar und Berlin: Nocturne 2020

STEFANIE VON SCHNURBEIN ARBEITET ALS
SKANDINAVISTIN AN DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN

DAS SCHREIBLABOR



Das Schreiblabor ist eine pragmatische, erfahrungs-basierte, reflexive, kollaborative und manchmal subversive Lehrveranstaltung.

Man braucht:

- 180 Minuten Zeit
 - Zwei und mehr Menschen mit jeweils einem eigenen Schreibprojekt sowie der Lust daran, über das eigene Schreiben zu reflektieren und sich auszutauschen.
 - Vorzugsweise ein Seminar, das sich Studierende »anrechnen« lassen können, zu dem aber auch Kolleg*innen, Promovierende und andere Institutsmitglieder eingeladen sind.
 - Einen Raum mit einem Schreibplatz für alle Anwesenden.
 - Eine*n »unwissende*n Lehrmeister*in« (Rancière / Steurer 2007) in der Rolle einer teilnehmenden Moderatorin, die im Schreiblabor an eigenen Forschungsarbeiten, Aufsätzen, Buchkapiteln, Gutachten, Anträgen oder Ähnlichem arbeitet und die Erfahrungen in derselben Weise teilt, wie es die studentischen Teilnehmenden und die gern gesehene Gäste tun.
-

Der Ablauf folgt einer einfachen, festen Routine:

1. **5 Minuten** Blitzlichtrunde, in der alle Teilnehmenden ihr Schreibprojekt kurz benennen. Es kann sich um dasselbe Vorhaben handeln wie beim letzten Mal oder ein neues Schreibprojekt.
2. **85 Minuten:** Drei Runden individuellen Schreibens – geschrieben wird jeweils 25 Minuten gefolgt von 5 Minuten Pause.
3. **30 Minuten:** Pause
4. **60 Minuten:** Austausch, Reflexion. In einer kurzen Runde werden die Erfahrungen der Schreibenden gesammelt, um daraus ein Gespräch zu gestalten und grundlegende Fragen zu reflektieren: Schreibtechniken, Erfahrungen beim Schreiben in der Gruppe, Schreibblockaden und -flüsse, aufkommende Affekte, Erlebnisse von Erfolg und Misserfolg oder natürlich die jeweiligen Inhalte des Geschriebenen und nicht zuletzt theoretisch-methodische Fragen.
5. **25 Minuten:** Schreiben, denn die Sitzung soll mit dem Erlebnis des Schreibens enden.
6. **5 Minuten:** Blitzlichtrunde zur letzten Schreibphase.



»Pomodoro« – Praktiken von Zeit und Raum

Der Zeitrhythmus (25 Minuten Schreiben, 5 Minuten Pause) im Schreiblabor ist inspiriert von der »Pomodoro«-Zeitmanagement-Technik von Francesco Cirillo, benannt nach der tomatenförmigen Eieruhr aus den 80er Jahren.

↗ <https://de.m.wikipedia.org/wiki/Pomodoro-Technik> vom 20.8.2018. ↖ Der Effekt ist dreifach: Zum einen lässt sich die Blockade des Anfangens leichter überwinden, wenn ich weiß, dass ich nur 25 Minuten lang schreiben muss. Zum anderen vermeide ich es, mich zu verausgaben, indem ich bis zur Erschöpfung weiterschreibe. Die Pause erlaubt es mir, mich kurz anderen Modi der Existenz, vor allem körperlichen, zuzuwenden: indem ich mir eine Tasse Tee hole, zur Toilette gehe, eine Yogaübung mache, die Treppe hinauf- oder hinunterlaufe, laut seufze etc. Zum dritten aber ist die Pause nicht so lang, dass ich völlig aus dem Gedanken- und Schreibfluss komme. Im Schreiblabor dient die Technik aber vor allem auch dazu, die individuellen Schreibprozesse zu synchronisieren:

Ist ein zeitlicher Rahmen wie die Pomodoro-Technik sinnvoll für das individuelle Schreiben? Im Kurs wurden unterschiedliche Meinungen dazu geäußert. Manche können sich durch äußere (aber eigentlich doch auch selbst auferlegte?) Disziplin besser entfalten und vermeiden dadurch explosive Arbeitsphasen oder

langes Nichtstun. Ich persönlich gehöre zu denen, die mit solchen festen Strukturen nicht so gut umgehen können. Ich reagiere nicht besonders gut auf Vorgaben von außen, besonders von so etwas Unpersönlichem wie einer App. Ich kann übrigens auch keine Ratgeberbücher lesen. (Charlotte, 7.6.2018)

Die Regeln des Schreiblabors führen dazu, dass ich bestimmte Entscheidungen nicht treffen muss, weil sie außerhalb des Raumes liegen. Ich muss nicht entscheiden, wann ich eine Pause mache, ob ich mir jetzt oder später etwas koche, die Wäsche aufhänge, etwas ausdrücke oder Bücher ausleihe. Die 25 Minuten, die sich manchmal wie 5 Minuten anfühlen, manchmal wie eine Ewigkeit, geben eine Struktur, die dazu führt, dass wir uns auf die wirkliche Arbeit konzentrieren können. Es wird mit den Materialien gearbeitet, die da sind; nicht mit mehr oder weniger. Manchmal hat man das Richtige mitgebracht, manchmal das Falsche, manchmal funktioniert die Technik nicht. Es geht auch darum, sich den Umständen anzupassen. Durch die Verpflichtung/Verantwortung den anderen gegenüber kann ich mich nicht, wie etwa alleine zu Hause oder in der Bibliothek, wo ich mit niemandem reden oder mich rechtfertigen muss, vor der Arbeit drücken. Deshalb ist das Schreiblabor vielleicht auch ein guter Ort, unangenehm scheinende Aufgaben zu erfüllen. Gleichzeitig trage ich selbst aber die Verantwortung dafür, was und wie viel ich machen möchte.

Auch der Gesamtzeitrahmen von vier Stunden kann zur unterstützenden Struktur werden:

Wir alle haben mit der Anmeldung für das Seminar entschieden, vier Stunden die Woche gemeinsam zu arbeiten und darüber zu sprechen. Die vier Stunden spielen dabei auch eine Rolle – die Länge des Seminars führt dazu, dass der Kurs als lohnenswerter erscheint als kürzere Kurse. Es ist schön, in seiner Arbeit nicht allein zu sein. Es fühlt sich an, als ob man etwas geschafft hätte – und wenn es nur ein bisschen ist. Keine Handtücher sind geworfen worden. (beide Zitate Pauline, Bachelorstudentin, 21.6.2018)

Das Schreiblabor im Kontext: 6 »Kreative Methodologie«

Das Schreiblabor mit seinem Fokus auf dem Produzieren von Text ist eine von vielen Techniken, die ich im forschenden Lehren und lernenden Forschen einsetze. Sie verschränkt mit anderen kreativen, spielerischen, aktivierenden, kommunizierenden Praktiken, die darauf ausgerichtet sind, im gemeinsamen Tun Ideen zu generieren, neue Kontexte und Verknüpfungen zu erschließen oder die Rolle der Intuition und Phantasie (vgl. Hustvedt 2018) für das wissenschaftliche Arbeiten experimentell zu erkunden. Hierzu gehören Versionen einiger der Techniken, die in diesem Band eine Rolle spielen, etwa Collagen und Speed-Dating, aber auch Bewegungsübungen, systemische Übungen, die mit Hilfe des Phänomens der stellvertretenden Wahrnehmung arbeiten [➤] Ich arbeite seit einigen Jahren mit Methoden der Systemaufstellung, die ich aus den üblichen Kontexten von Gruppentherapie und Coaching löse und für die Erkundung geisteswissenschaftlicher Fragestellungen einsetze. [↙], andere kreative und aktivierende Praktiken wie Photographie, Schreibspiele, Open-Space-Konferenzen sowie eher kontemplativ ausgerichtete Assoziationstechniken wie das Lesetagebuch oder gesprochene Bewusstseinsströme in Paaren und Triaden.

Diese von mir mit einem Augenzwinkern so genannte *Kreative Methodologie* ist verwandt mit Vorgehensweisen der künstlerischen Forschung. Wie diese geht sie davon aus, dass akademische und künstlerische Prozesse Ähnlichkeiten aufweisen und voneinander lernen können (vgl. Klein 2011). Die *Kreative Methodologie* nimmt ihren Ausgangspunkt im herkömmlichen wissenschaftlichen Prozess, dessen Prinzipien und Methoden, und fragt nach deren kreativen bzw. künstlerischen Elementen. Sie versucht diese bewusst zu machen und systematisch ebenso wie experimentell mit ihnen zu arbeiten. Insofern ähnelt sie auch der »research creation« der Philosophin und Künstlerin Erin Manning und ihres *SenseLab*. [➤] Aus der Homepage des *SenseLab*, *laboratory for thought in motion*: »Based in Montreal, the SenseLab is an international network of artists and academics, writers and makers, from a wide diversity of fields, working together at

7

the crossroads of philosophy, art, and activism.« Der Terminus »Research-creation« befragt den herkömmlichen Antagonismus von »Theorie« und »Praxis« aus philosophischer und künstlerischer Perspektive. <http://senselab.ca/wp2/about/> vom 24.8.2018. [↙]

Das Schreiblabor teilt zentrale Eigenschaften mit der akademischen *Kreativen Methodologie*. Es ist

- kreativ egoistisch
- erkennt und gestaltet Freiräume situativ
- schafft Synergien
- basiert auf geteilter Erfahrung, Körper- und Affekt-Bewusstsein
- experimentiert
- adressiert Hierarchien auf pragmatische Weise
- schafft Resonanzräume
- ist Assemblage und Teil anderer Assemblagen

Kreativer Egoismus All meinen kreativen Methoden liegt das Prinzip zugrunde, dass ich mich selbst in meinen Bedürfnissen, Gefühlslagen und Affekten ernst nehme – nicht in dem Sinne, dass ich ihnen blind folge, sondern sie als Ausgangspunkt für ein Befragen von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten im universitären Arbeiten nehme und sie in kollektive Praktiken zu überführen versuche. Die Techniken, die ich (er-)finde, leben davon, dass sie mir selbst Freude machen, mich inspirieren. Sie folgen – so zumindest scheint es – nicht in erster Linie einem pädagogischen Prinzip, sondern einem kreativen Egoismus. Sie fokussieren also nicht in erster Linie auf die, mir als Lehrperson vermeintlich bekannten und natürlich bedeutsamen, Bedürfnisse der Studierenden, sondern unterstützen mich in meinem eigenen Erkenntnisprozess, fachen meine Neugier an und lehren mich etwas. Dieses Prinzip der akademischen Freude basiert auf der Einsicht, dass die Inhalte, die von für den Gegenstand »brennenden« Lehrenden vermittelt werden, die besten Lernerfolge erzielen. Freude ist im Übrigen nicht so zu verstehen, dass jeder Akt, in unserem Fall jede Sitzung des Schreiblabors, Spaß macht oder dass wir uns ausschließlich mit Gegenständen beschäfti-

gen, die wir erfreulich finden. Im Gegenteil: Lust- und Erkenntnisgewinn ergeben sich oft gerade daraus, dass wir uns unbequemen Fragen, Gefühlen, Situationen aussetzen. Mit Anne Harris und Karen Overbey, die »pleasure« als Weg vorschlagen, eine ethische Beziehung zu (kunstgeschichtlichen) Objekten einzugehen, könnte man behaupten, dass die *Kreative Methodologie* versucht, das Prinzip der Freude als ethische Beziehung zu universitären Praktiken zu etablieren (Harris/Overbey 2014: 142).

8

Festzuhalten bleibt, dass das ›didaktische‹ Prinzip des ansteckenden Interesses im Schreiblabor auf die Technik bzw. das Lehrformat selbst übertragen ist und eng zusammenhängt mit den folgenden Prinzipien, des situativen entstehenden Freiraums und den daraus folgenden Synergieeffekten.

Freiräume erkennen und gestalten Eine neue kreative Methode entsteht meist dann, wenn ich mit dem Rücken zur Wand stehe, in meiner Arbeit stagniere, wenn etwas zu viel wird, die Frustration über die einengenden und zugleich überfordernden, manchmal geradezu absurden Verhältnisse an der Institution Universität zu groß werden. Das Gefühl des Mangels und ein egoistisches Bedürfnis nach Abhilfe können die Augen öffnen für Freiräume in einer scheinbar völlig von Sachzwängen blockierten Situation. Diese Freiräume finden sich oft mitten im einengenden Kontext selbst. Um sie wahrzunehmen ist es nötig, den vorauseilenden Gehorsam gegenüber der verinnerlichten Struktur für einen Moment aus dem Fokus zu nehmen und den eigenen Möglichkeitssinn spielen zu lassen.

Das Schreiblabor entstand im Sommersemester 2017 aus einer solchen spezifischen Bedürfnislage:

Mein Ärger über den Mangel kreativer, kollektiver Schreibräume für mich als Professorin einerseits und über ein nicht funktionierendes Seminar andererseits standen am Anfang. Eine Schreibgruppe konnte und wollte ich nicht einfach gründen, denn solche zusätzlichen regelmäßigen Aktivitäten erhöhen den Zeitdruck und

9

bringen wissenschaftliche Kreativarbeiter*innen entweder den einen kleinen Schritt weiter in Richtung Burnout oder hinterlassen einen schalen Nachgeschmack von Misserfolg, wenn das Projekt wieder einschläft, weil niemand Zeit hat, man selbst eingeschlossen. Es galt also, einen ohnehin bestehenden Kontext zu finden, der zur Schreibgruppe umfunktioniert werden und für die unterschiedlichen Bedürfnisse der Dozentin wie der Studierenden genutzt werden konnte. Dieser fand sich in einer Übung im Bachelorstudium Skandinavistik zur »Anwendung fachteilspezifischer Theorien und Methoden«, die aufgrund der Konstruktion unseres Studienverlaufsplans nur von wenigen Studierenden pro Semester besucht wird und geprägt war von Überforderung und mangelnder Motivation auf Seiten der Studierenden wie der Lehrenden.

Synergie Dieser Kontext schenkte sowohl der Dozentin als auch den Studierenden und anderen Teilnehmer*innen Zeit und Raum fürs eigene Schreiben und entschlackte auf einfache Weise die meist viel zu vollgestopften Terminpläne – ein erster Synergieeffekt, der sich durch die kreative Umnutzung einer in der Studienordnung verankerten obligatorischen Lehrveranstaltung einstellte. Darüber hinaus wurden auch andere Lehrende des Instituts entlastet, denen eine ungeliebte Lehrveranstaltung abgenommen war.

Die Synergie entsteht also zunächst daraus, dass alle Beteiligten in ihrer jeweils unterschiedlichen Position vom Geschehen im Seminar profitieren. So wird auch erkennbar, dass Wissenschaft ein kollektiver Prozess sein kann, zu dem alle auf ihre Weise beitragen. Der ursprüngliche Titel des Kurses, der zum Schreiblabor geworden ist, mutet in diesem Zusammenhang nahezu satirisch an. »Anwendung fachteilspezifischer Theorien und Methoden« suggeriert eine Trennung von Theorie, Methode und Gegenstand und scheint die »Pragmatik im philosophischen Sinne«, von der im Konzept zu diesem Band die Rede ist und die auch meine Lehre leitet, zu konterkarieren. Hier soll es doch darum gehen,

10 »nicht anwendungsbasiert zu verfahren, sondern Theorie und Praxis, Denken und Erfahren in neue Verhältnisse zu setzen.« Im Schreiblabor kann diese Erkenntnis in den Arbeitsprozess im Seminar selbst übersetzt werden. Denn wo kann man ›Methode‹ besser üben, als im eigenen Schreiben und wo können Theorien und Methoden besser reflektiert werden, als im Austausch über den Schreibprozess selbst? Der Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit Theorie und Methode findet sich damit in der Praxis selbst. Die ›Anwendung‹ ist unmittelbar erlebbar und daher in ganz anderer Weise sinnfälliger als in den oft als trocken, verwirrend und praxisfern empfundenen Theorie- und Methodenseminaren. Im gemeinsamen Schreiben und dem Gespräch darüber wird das Theoretisieren selbst zur Praxis und die Praxis zur Methode.

›Theorieren‹, wie wir im Schreiblabor *theorise* übersetzen, um von dem negativ geladenen deutschen ›Theoretisieren‹ wegzukommen, Theorieren also ist eine Tätigkeit, eine Praxis, etwas, das im Denken, Lesen, Schreiben, Interpretieren selbst geschieht.

Today my thoughts keep circling around what I heard Gayatri Spivak say in a conversation with Angela Davis [...] She kept stressing, that for her ›theory‹ is not something she works with – to theorise is a practice, it is something that happens whenever we think and engage, interpret, describe, question. While this is a sentiment Spivak has expressed in various talks and interviews for years, and an approach I have encountered in many different contexts – not only presented by Spivak, I feel I heard her emphasis on theorising as a practice as if for the first time. Partly, I think it is the carrying-with-me of the reflections in the Schreiblabor that this active practice of theorising seemed to attend to a lot of my so-called theoretical and methodological doubts and difficulties. [...] Theorising is a doing, a practice. And in the reflection round, we are theorising. Bringing together everyday conversations, labor reflections, reading, writing become part of how my written language works and sounds. (Astrid, Doktorandin 28.6.2018)

11 Synergieeffekte schaffen wir auch durch die Subversion des neoliberalen, quantitativen Wertesystems, dessen ›Währung‹ in Bezug aufs Studium die Leistungspunkte, auf professoraler Seite das Lehrdeputat ist.

Punkte, die wir im Studium sammeln, benachteiligen uns Studenten eher, als dass sie hilfreich sind. Sollen sie als Belohnung gesehen werden, sind sie zumeist eher eine Last, da man sie unbedingt erreichen will und muss, um sein Studium in die richtigen Bahnen zu lenken. Dies führt dazu, dass wir oft Kurse belegen und Modulabschlussprüfungen machen müssen, die uns in unserem freiwillig und selbst ausgesuchten Studium gar nicht gefallen oder interessieren, was sich wiederum negativ auf die Dozenten auswirkt. (Jennifer, Bachelorstudentin, 12.7.2018)

Für Studierende wie für Lehrende wird im Schreiblabor etwas doppelt ›abrechenbar‹. Die Studierenden besuchen den Kurs und schreiben während der Kurszeit die Hausarbeit. Die Dozentin forscht in den Unterrichtsstunden. Wir alle gewinnen am Ende Zeit. Mit dieser Dynamik schlagen wir dem Quantifizierungswahn des universitären Lebens nach Bologna ein Schnippchen. Wenn sich dabei ab und zu das Gefühl einstellt, faul zu sein, mein Soll nicht zu erfüllen, lese ich das als Symptom dafür, dass die scheinökonomische akademische Zahlenmagie, ein unsinniges Wertesystem, mein Denken und vor allem Fühlen invadiert hat. Im Schreiblabor lässt sich die Frage nach dem Wert für Erkenntnis, Wissenschaft oder dem guten Denken neu stellen. Diese affektive Invasion, das ›Vergessen‹ dessen, was Wissenschaft sein sollte oder könnte, kann als eine Auswirkung der bzw. auch Bedingung für das Gelesene werden, was der Soziologe Klaus Dörre in seiner Kritik des Finanzkapitalismus als ›Landnahme‹ bezeichnet. (Dörre/Lessenich/Rosa 2009: 21–86) ✓ .

Geteilte Erfahrung – Affekt – Körper Auf einer dritten Ebene entstehen affektive Synergieeffekte. Das Schreiblabor erlaubt nämlich die unmittelbare Erfahrung aller Anwesenden, gerade auch in ihren oft nur schwer thematisierbaren affektiven Dimensionen,

zu teilen und zur gemeinsamen Reflexion zu nutzen: Lust und Schmerz, Blockade und Flow, Druck und Entdeckerfreude – die Zitate der Teilnehmenden sprechen für sich:

12

Im Laufe der Diskussion kamen außerdem sehr spannende Beiträge zu Herangehensweisen an Schreibmedien, Umgebungen und die unumgängliche Körperlichkeit des Schreibens ans Licht. Ich merke jetzt gerade, während ich diese Reflexion schreibe, dass ich ständig zwischen zwei Sitzpositionen wechsele. Ich schreibe an meinem Laptop, den ich eigentlich für alle akademischen Arbeiten verwende. Ich glaube, wenn ich von Hand in mein kleines blaues Leuchtturm-Notizbuch schreibe, sitze ich völlig anders. Das Notizbuch ist ausschließlich für private Aufzeichnungen. Interessant finde ich, dass sich solche Schreibgewohnheiten anscheinend an Lebensumstände anpassen und sich im Laufe der Zeit ändern können. (Charlotte 7.6.18)

Man könnte jetzt argumentieren, dass das Schreiblabor das gleiche sei, wie Schreiben in der Bibliothek. Ich habe aber festgestellt, dass die Atmosphäre eine ganz andere ist. Es versuchen nicht alle krampfhaft leise zu sein oder besonders produktiv auszusehen. Im Schreiblabor geht es mehr darum, den Weg zu finden, der für einen am besten passt. Kann ich besser schreiben, wenn ich Musik höre? Welche Sitzposition funktioniert für mich am besten oder sollte ich doch lieber beim Schreiben stehen? Ist es sinnvoll gleich am PC zu schreiben oder doch erst auf Papier? (Anne, 19.7.2018)

Das Experimentierfeld Schreiblabor erlaubt es, die affektive und körperliche Situation des Schreibens in die Reflexion mit einzubeziehen. Insofern ist es unerlässlich, dass die Dozentin während des Labors selbst an eigenen Texten schreibt. Auf diese Weise wird es mir möglich, meine situative Erfahrung zu teilen und basierend auf meinem Wissen weiterzugeben. Den Studierenden erlaubt es, die eigenen Erfahrungen in einem größeren Zusammenhang zu sehen, zu erkennen und zu erleben, dass Mühen und Zweifeln, Blockaden und Unsicherheiten ganz normaler Teil des Arbeitsprozesses sind und keineswegs Anzeichen eigener Unfähigkeit. Mir wieder-

13

um macht es Freude, die unbequemen Anteile des wissenschaftlichen Arbeitens, meine eigenen Schreibqualen ebenso wie den manchmal eintretenden Flow, produktiv zu nutzen. Lehre gewinnt auf diese Weise eine lebendige Qualität, ist sie doch zeitlich unmittelbar an die eigene Erfahrung und die Erfahrung im Raum gebunden.

Für mich war die Diskussion spannend, weil wir das »Leiden des Schreibens« ein bisschen nahbarer machen konnten. Wenn nicht sofort alles funktioniert, sondern uns Hürden, weiße Papiere und große Fragen lange Zeit im Weg stehen, kann sich trotzdem etwas entwickeln und Probleme können gelöst werden. Eine regelmäßige Beschäftigung mit diesen Problemen und der Austausch mit anderen hilft maßgeblich dabei und auch heute sind viele von uns einen Schritt weitergekommen. (Mona, Masterstudentin, 14.6.18)

Das Schreiben ist auch einsame Arbeit, und sie verbleibt es vielleicht auch, wenn man sie in einer Gruppe macht. Aber es fühlt sich jedenfalls weniger einsam an, wenn man manchmal die Möglichkeit bekommt, die Ängste und Freuden dieser besonderen Form von Arbeit zu teilen. (Otto, Professor, 12.7.18)

Experimentierfeld – gemeinsames Tun

Dieser Band ist auf der Suche nach Techniken in denen »Lehre [...] nicht nur als Zwischenstation in der Vermittlung von Inhalten, sondern als komplexes Experimentierfeld verstanden [wird], in dem sich die Inhalte und Methoden neu anordnen.« (Konzept für diesen Band)

Dadurch, dass das Schreiblabor eine Schlüsselaktivität des akademischen Arbeitens, das Schreiben, in eine Lehrveranstaltung verlegt und – im Gegensatz zum Schreibkurs oder -workshop, die spezifische Schreibtechniken vermitteln – zur gemeinsamen Tätigkeit macht, entsteht von selbst ein Experimentierfeld. Seit die Naturwissenschaften zu Leitwissenschaften aufgestiegen sind, ist darüber sinniert worden, was wohl in den Geisteswissenschaften dem Labor bzw. dem Experiment entsprechen mag. Ein heißer Kandidat ist »das

Seminar«, in dem Ideen interaktiv entwickelt, in Debatten erprobt, im gemeinsamen Nachdenken weitergesponnen werden. Andere, Markus Spöhrer etwa, verstehen das Schreiben selbst als ein »Experimentalsystem«. Er schließt an Hans-Jörg Rheinbergers These an, dass die »Anordnung der Darstellung gleichzeitig den Gegenstand (oder: das Wissensobjekt) bedingt. [...] Der Gegenstand existiert in seiner spezifischen Struktur und Ordnung in der Repräsentation. Die Repräsentation des Untersuchungsgegenstandes stellt in der geisteswissenschaftlichen Forschung grundsätzlich die (Schrift)Sprache dar, welche in erster Linie mit dem *Schreiben* verbunden ist« (Spöhrer 2017: 205–206). Damit sei, so Rheinberger und Spöhrer, das »Niederschreiben« bereits selbst ein »Experimentalsystem«, in dem stabilisiertes Wissen »auf spezifische Weise aufgebrochen, destabilisiert, isoliert, fragmentiert, und zur Gewinnung neuen Wissens rearrangiert werden kann« (Spöhrer 2017: 208). Akte des Schreibens konstituieren also ihren eigenen Gegenstand, halten ihn in Bewegung, und Schreibakte werden gleichzeitig von den beschriebenen Gegenständen hergestellt und bewegt. Diese ko-kreativen, sich gegenseitig hervorbringenden Bewegungen werden im Schreiblabor sowohl praktiziert als auch im Gespräch reflektiert und damit erneut in Bewegung gebracht und rearrangiert. So fließen in diesem Lehrformat die beiden »Laborelemente« bzw. Experimentalsysteme der Geisteswissenschaften, das Seminar und das Schreiben, zusammen, treten in weitere Austauschbeziehungen und stellen selbst eine neue, komplexe Versuchsanordnung dar.

Insofern ist das Schreiblabor auch eine kollektive Technik, die individuelle Techniken bzw. Aktivitäten in sich trägt, sie ins Verhältnis zueinander setzt. Es stellt ein praktisch erfahrbares Feld für die Reflexion der mit dem Schreiben verbundenen Methoden und den es leitenden Theorien dar und führt so quasi »automatisch« zu »eine(r) Schulung der Wahrnehmung und Sensibilisierung für Techniken und Methoden ganz allgemein«, wie es im *call for papers* für den vorliegenden Band heißt.

Und letztlich stellt es auch die seltsame Fiktion oder Mystifizierung in Frage, die den Schreibprozess umhüllt und dabei die merkwürdige Vorstellung des Schreibens als »privater« Tätigkeit produziert:

Für jede/-n der mit Forschung beschäftigt ist, ist das Schreiben von wissenschaftlichen Texten normalerweise das zentrale Anliegen schlechthin. Denn Texte sind auf eine Weise die Ergebnisse, die uns auch als Forscher definieren. Trotzdem verbleibt deren Entstehung in der Organisation der Arbeit an einer modernen Universität fast unsichtbar. Zeitpläne und Kalendarien sind mit Seminaren, Vorlesungen, Unterricht und Terminen verschiedener Art voll, aber wann, wo und wie wird eigentlich geschrieben? Texte tauchen in der täglichen Arbeit an einer Universität auf als Produkte, die ventiliert, diskutiert und publiziert werden können, aber wie sie ursprünglich entstanden sind, gehört mehr oder weniger zur Privatsphäre des jeweiligen Forschers.

*Das Schreiben selbst wird dementsprechend ebenso mystifiziert, wie potentiell angsterregend. Man »forscht« über dies oder jenes, und dann kommt – ganz urplötzlich – irgendetwas fix und fertig heraus. Man stellt sich vor, wie bewunderte Kolleg*innen mit eisenharter Disziplin jeden Tag nur so mehr und mehr Text produzieren bis endlich ein Buch oder ein Aufsatz fertig ist. Aber wie? Vielleicht sitzen die so pünktlich jeden Tag von 9 bis 17 Uhr am Schreibtisch und arbeiten zielbewusst vor sich hin? Wohlgekämmt und frisch geduscht, mit Krawatte oder Perlen um den Hals? Oder vielleicht doch nicht. (Otto, Professor, 12.7.18)*

Dass der Reflexionsprozess über Theorien, Methoden und Techniken nicht immer einfach ist, mag folgende Reflexion einer Teilnehmerin belegen:

Die Abstraktion fällt vielen schwer, sodass theoretische Texte oftmals nicht gut verstanden werden. Dies empfinden viele Leser und Leserinnen von theoretischen Texten als eine Art Versagen, da sie eventuell nicht ausreichendes Hintergrundwissen zu der beschriebenen Thematik haben. Im Gespräch ging jedoch hervor, dass ein Nichtverstehen theoretischer Texte ein positives Zeichen ist. Man macht sich während des Lesens bereits Gedanken und

16 hinterfragt den theoretischen Text. [...] Um Theorien effektiver vermitteln zu können, sollte vielleicht ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, das eigene Arbeiten zu hinterfragen. Erst wenn man sich bewusst ist, wie man was getan hat, versteht man besser, wie man auf sein Ergebnis gekommen ist. (Sarah, Bachelorstudentin, 5.7.18)

Über die Reflexion der eigenen Schreiberfahrung im Schreiblabor entsteht also im besten Falle ein Austausch, bei dem alle Beteiligten, ob Lehrende oder Studierende, lernen. Der Raum wird zu einem Labor forschenden Lehrens bzw. Lernens. Es entsteht ein Hybrid, der in einem vielleicht illegitimen, aber gerade deshalb fruchtbaren Brückenschlag zwei scheinbar unvereinbare Prinzipien in einem kollektiven, spannungsvollen Raum zusammenbringt: Zum einen, die Idee von der »Einsamkeit und Freiheit« der Wissenschaft, die gleichzeitig auf einem »ungezwungenen und absichtslosen Zusammensein« basiert, wie es der »alte, weiße Mann« Wilhelm von Humboldt formuliert (Osterloh 2010: 64). Zum anderen die subversiven aus dem *black studies* stammenden Theorien von Fred Moten und Stefano Harney zu *study* als das »what you do with other people [...] working, dancing, suffering, some irreducible convergence of all three, held under the name of speculative practice« ➤ Das vollständige Zitat lautet: »When I think about the way we were using the term ›study‹, I think we were committed to the idea that study is what you do with other people. It's talking and walking around with other people, working, dancing, suffering, some irreducible convergence of all three, held under the name of speculative practice. The notion of a rehearsal – being in a kind of workshop, playing in a band, in a jam session, or old men sitting on a porch, or people working together in a factory – there are these various modes of activity. The point of calling it ›study‹ is to mark that the incessant and irreversible intellectuality of these activities was already there. These activities aren't ennobled by the fact that we now say, ›oh, if you did these things in a certain way, you could be said to have been studying.‹ To do these things is to be involved in a kind of common intellectual practice. What's important is to recognize that that has been the case – because that recognition allows you to access a whole, varied, alternative history of thought.« Moten in Shukaitis 2012; vgl. auch Moten/Harney 2013. ◀ .

17 **Pragmatische Hierarchie** Wenn sich auf diese Weise die Rollen von Lehrenden und Lernenden verschränken, können sich auch hierarchische Strukturen verschieben und zumindest situativ neu anordnen. Das erklärte Ziel des Schreiblabors ist allerdings weniger, Hierarchien zu verflachen. Das dahinterstehende Prinzip ist vielmehr eines des ebenso kreativen wie pragmatischen Umgangs mit Hierarchien. Es lohnt sich, die Frage zu stellen, wozu wir Hierarchien gebrauchen können, was sie ermöglichen und was verhindern. Im Falle des Schreiblabors etwa ist ein gewünschter Effekt, dass die Dozentin, die in der Hierarchie »oben« steht und als Autoritätsfigur wahrgenommen wird, nicht nur einen Freiraum für sich und andere, sondern auch einen Raum der Erlaubnis schaffen kann. Es geht hierbei darum, das Privileg, das die universitären Strukturen einer auf Lebenszeit angestellten Lehrenden zubilligen, den Schutz und Halt, den das System in diesem Falle auch gewährt, auszuweiten, so dass es mehr Menschen umfassen kann. Die Verantwortung, die mit Privilegien einhergeht, liegt also darin, sich nicht hinter deren Schutzmauer zu verstecken, sondern sie zu nutzen, um die Offenheit und vor allem auch die Verletzbarkeit vorzuleben, die für gute wissenschaftliche Arbeit, für Erkenntnis, Forschung, Studium unbedingte Voraussetzung ist. Gerade über die Artikulation eigener Zweifel und Probleme, aber auch über das Teilen langjähriger Erfahrungen können Lehrende auf diese Weise ungeübteren Schreibenden Erfahrungsmöglichkeiten eröffnen.

Was für mich vielleicht am allerwichtigsten bei dem Schreiblabor ist, ist die Möglichkeit gerade diesen zentralen Aspekt der wissenschaftlichen Arbeit sichtbar zu machen. Es heißt natürlich sich bloßzustellen, aber es heißt auch zu einer Entmystifizierung einer der zentralen Tätigkeit jedes Forschers beizutragen. Schreiben ist harte Arbeit, es ist angsterregende Arbeit und es ist lustvolle Arbeit. Aber am Ende ist es vor allem konkrete Arbeit, die von wirklich existierenden Leuten, an einem bestimmten Ort, zu einem bestimmten Zeitpunkt und mit irgendwelchen sehr

konkreten Schreibgeräten gemacht wird. Und irgend-etwas, das so konkret ist, kann nicht auf Dauer mysteriös bleiben. (Otto, Professor, 12.7.2018)

18

Mindestens ebenso wichtig ist die andere Seite: Über die Bereitschaft der Dozentin, von Erfahrungen und Expertise der Studierenden zu lernen, können sich Studierende über das eigene Wissen und Können bewusst werden. Eines der beglückendsten Erlebnisse für Studierende wie Lehrende ist es, wenn die Dozentin am Ende mit dem Gefühl nachhause geht, etwas von den Teilnehmer*innen gelernt zu haben – ein Gefühl, das natürlich artikuliert werden muss, um zu wirken. Auch in diesem Sinne bringt das »sitierte« Lernen im Schreiblabor in der Tat immer wieder neue Inhalte für alle Beteiligten hervor, wie es die Herausgeber*innen in der Einleitung formulieren.

Resonanzraum Schreiblabor Universitäre Lehre kann als ein Anerkennungsverhältnis beschrieben werden. Ein Problem der neoliberalen Logik nach Bologna liegt darin, dass Anerkennung reduziert wird auf metrische Parameter, auf Leistungspunkte, Studienpunkte und den, in allzu vielen Modulabschlussprüfungen gewonnenen, Noten. Der Effekt bei Studierenden ist häufig, dass entsprechend nur noch diese Form der Anerkennung gesucht, das Studium auf anrechenbare Leistungen ausgerichtet wird. Gelungene Lehre zeichnet sich vielleicht vor allen Dingen dadurch aus, dass Anerkennungsverhältnisse jenseits der Metrisierung geschaffen werden, dass die Eigentätigkeit, die Denkleistung, das, was die Studierenden als Fähigkeiten mitbringen, erwerben und anwenden im Seminar sichtbar und anerkannt wird. [▷] Der Fokus auf Messbares ist allerdings selbst ambivalent. Er ist zunächst begründet in dem höchst legitimen Wunsch, objektive Maßstäbe zu schaffen und damit ungleich nach Geschlecht, sozialem Milieu und Herkunft verteilten Aufmerksamkeits- und Anerkennungsstrukturen gerechtere Bewertungskriterien entgegenzusetzen. [✓] Wertschätzung der Studierenden durch die Lehrenden (und im übrigen auch umgekehrt, der Lehrenden durch die Studierenden)

19

ist für ein gelungenes Studium essentiell. Doch bleiben auch Anerkennungsverhältnisse im besten Sinne kompetitiv, Anerkennung kann gewährt oder entzogen, kann selektiv vergeben werden und Gewinner*innen und Verlierer*innen erzeugen, wie Hartmut Rosa in Bezug auf Axel Honneth zeigt. Das Schreiblabor ist wie das gesamte Vorhaben der *Kreativen Methodologie* auf der Suche nach einer darüber hinausgehenden Qualität, nach dem, was Hartmut Rosa mit Resonanz bezeichnet, eine »lebendige Antwortbeziehung«, die sich gerade »nicht kompetitiv verteilen oder zuteilen« lässt (Rosa 2018: 333f.). Das Schreiblabor versucht, einen Möglichkeitsraum für Resonanz zur Verfügung zu stellen, wo »der Austausch von Argumenten in ein kollektives Geschehen verwandel[t werden kann], bei dem sich die Anwesenden unmittelbar gemeint und angesprochen fühlen [...] – ein ganz anderer Vorgang und ein anderes ›Glück‹ als die Erfahrung, *sich durchgesetzt, seine Interessen verteidigt oder Recht bekommen zu haben.*« [▷] Hervorhebungen im Original. [✓] (Rosa 2018: 335). Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass solche Glücksmomente nicht programmiert werden können und sollen, ja, dass eine Grundvoraussetzung von Resonanz- oder Möglichkeitsräumen stets die Resonanzverweigerung ist.

Wie aber kann das gelingen in der Institution Wissenschaft, die laut Rosa, wie alle modernen Institutionen, der »Idee der Effizienzsteigerung und Kontrolle« verpflichtet ist und »affektive und/oder emotionale Bezugsformen und Handlungsreaktionen durch planmäßige Berechnung« (Rosa 2018: 552) ersetzt hat? Wenn Rosa Recht hat und es eine Aufgabe der Kritischen *Theorie* ist, »das Konzept einer nichtverdinglichten Existenzweise zu entwickeln« (Rosa 2018: 597), dann könnten *Praktiken der Kreativen Methodologie* Resonanzverhältnisse erlebbar machen. Im Schreiblabor entstehen Bedingungen der Möglichkeit von Resonanz, indem eine Kombination aus verschiedenen Elementen in den Austausch miteinander gebracht werden: Die Konzentration auf das eigene Schreiben, das Wahrgenommen-Werden im Arbeiten

und das Wahrnehmen der anderen, der Austausch über Schreibsituation und Schreibinhalte. So entsteht ein offener Reflexionsraum, in dem der unmittelbare Erfolgsdruck erst einmal hintangestellt ist. Meine Erfahrungen in der Lehre und in Betreuungsverhältnissen geben Rosa Recht, der »Angstfreiheit« für eine »Grundbedingung für die Ausbildung von Resonanzbeziehungen« (Rosa 2018: 694) hält. Konkurrenz und Resonanz hingegen sind »zwei inkompatible Welt-haltungen«, erzeuge doch jeder Wettbewerb »Verlierer und damit Angst« (Rosa 2018: 695). In unserem Falle geht es um die Freiheit von der lähmenden Angst, die sich in Seminarsituationen einstellt, welche auf Konkurrenz, Studienpunkte und die ständige Bewertung von Wissen fokussieren. Die Idee der *Kreativen Methodologie* ist es, dass alle, Lehrende wie Studierende, frei sein müssen von dieser Angst, um sich einer anderen, grundlegenden Angst stellen zu können, die Wissenschaft im modernen Sinne erst möglich macht: Denn das, was wir am Anderen, am Fremden, begehren, enthält immer auch ein transgressives Element, das Angst vor Entfremdung auslöst – eine Angst davor, »in einer feindlichen oder indifferenten, nichtresponsiven Welt zu leben.« (Rosa 2018: 201). Gerade in der Wissenschaft gilt es für Studierende wie Lehrende, sich dem immer wieder Fremden, das im eigenen Nicht-Wissen enthalten ist, zu stellen, mit ihm zu leben und zu denken. Dass dazu das Zeigen der eigenen Verletzbarkeit, und zwar insbesondere der Lehrenden, notwendige Voraussetzung ist, habe ich bereits oben angemerkt. Vielleicht geht es am Ende darum, Räume zu schaffen oder zu erlauben, Prozesse zu ermöglichen, in denen Angst nicht unnötig geschürt wird, in denen Angst aber aushaltbar, bearbeitbar und fürs eigene wissenschaftliche Fragen fruchtbar gemacht werden kann.

Als immer wieder hemmend erweist sich allerdings das, was Rosa »die institutionelle Strategie der Resonanzverdinglichung« (Rosa 2018: 666) nennt, die Resonanz und Kreativität in den Dienst der Leistungssteigerung im allgegenwärtigen Wettbewerb stellt (vgl. Reckwitz

2012). Die *Kreative Methodologie* kann sich dem nicht völlig entziehen. Und dennoch lässt der Fokus auf Praktiken und Erfahrungen hoffen, dass sie einen Beitrag leisten kann. »Resonanzbeziehungen aus den (kommodifizierten) Sonderzonen herauszuholen und in die reproduktiven [in unserem Falle wissenschaftlichen] Alltagspraktiken [des Schreibens] zu integrieren« (Rosa 2018: 734), zu handeln im Vertrauen auf das »überschießende Potential« (Rosa 2018: 736), das in jeder Resonanzerfahrung enthalten ist.

Dieses »überschießende Potential« liegt auch darin begründet, dass die Erfahrunginseln der *Kreativen Methodologie*, dass das Schreiblabor, nicht isoliert ist, sondern in mehrfacher Hinsicht als Assemblage verstanden werden kann.

Assemblagen Das »überschießende Potential« gründet darin, dass Lehrveranstaltungen keine geschlossenen Systeme, sondern, im Sinne von Gilles Deleuze und Félix Guattari »kontingente Ensemble[s] von Praktiken und Gegenständen« sind (Deleuze/Guattari 1987: 504). Immer bringen die Anwesenden Überlegungen, Erfahrungen, Affekte und Stimmungen aus anderen Kursen und aus ihrem Privatleben, sowie Begegnungen auf dem Weg mit, die die jeweils ganz eigene Stimmung einer Sitzung modulieren. Körperliche Befindlichkeiten, die verwendeten Werkzeuge, die Temperatur, Luftqualität im Raum – all das verbindet sich zu bewegten Assemblagen. Das Besondere am Schreiblabor ist, dass diese Dimensionen bewusst reflektiert werden und dass diese Reflexionen als zentraler Bestandteil des Geschehens in die Assemblage Schreiblabor einfließen – sie in Bewegung halten.

So macht sich eine Kursteilnehmerin Gedanken über die gewollte Heterogenität des Schreiblabors:

Die Diversität unserer Schreibprojekte war der Katalysator für eine besonders dynamische und kreative Runde. Die Diskussionen wurden dadurch abwechslungsreicher, spannender und auch motivierender, da wir keine homogene Gruppe von z.B. Dokto-

randen, waren, sondern eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Schreibern aus unterschiedlichen Fachbereichen der Universität, Dozenten wie Studierenden und Promovierenden. (Michelle, Bachelorstudentin, 19.7.2018)

Das Kursdesign erlaubt es, die Aufmerksamkeit nicht nur auf diese Vielschichtigkeit einer Lehrveranstaltung richten, sondern vor allem auch auf Ebenen, die den Schreibprozess mit konstituieren, aber häufig unbeachtet bleiben. Die Redebeiträge und Tätigkeiten im Schreiblabor werfen beispielsweise die Frage nach den Grenzen dessen auf, was wir mit »Schreiben« bezeichnen. In den Anfangsrunden nennen die Studierenden allerhand Aktivitäten, die ich auf den ersten Blick nicht als »Schreiben« bezeichnen würde. Sie reichen von »Lesen«, »Notizen zum Primärtext machen« bis zu »bei Citavi sortieren«. Das gibt Anlass zur Frage, welche Phasen des »Schreibens« eigentlich »dazugehören«: das Lesen? Das Starren aufs leere Blatt? Die Flucht vor dem Schreibtisch, die manchmal Tage oder sogar Wochen dauern kann? Ist vielleicht gerade diese als ausgesprochen unangenehm empfundene Phase, die wir gern abwertend als »Schreibblockade« oder moderner als »Prokrastination« bezeichnen, ein unabdingbarer Teil des Schreibprozesses? Was, wenn wir den Zustand umbenennen in »Marinieren«, ihn als Gärungs- oder Reifungsprozess ernst nehmen und integrieren? Ist das nur eine Ausrede für Faule? Solche Fragen können im Schreiblabor immer neu bewegt werden – und die Diskussionen zeigen, dass jeder Schreibakt eine ganz eigene Assemblage darstellt.

Eine Assemblage oder Collage, ist auch dieser Text geworden. In ihm potenziert sich gewissermaßen die Lehrform Schreiblabor. Ich habe ihn im Schreiblabor am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität im Sommersemester 2018 geschrieben. Auch er steht in vielfachen Austauschbeziehungen mit den anderen Schreibprojekten im Raum, mit unseren Diskussionen darüber, mit den elenden klimatischen Bedingungen eines schlecht belüftbaren, lauten, stickigen Unterrichtsraums und

vielen anderen Aspekten. Sähe er anders aus mit anderen Teilnehmenden? Wäre sein Duktus in einem Wintersemester ein anderer? Sicherlich, doch nachvollziehbar und vermittelbar sind solche Wechselbeziehungen nicht mehr. Spuren von ihnen finden sich nicht nur in meinen Worten, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen der Teilnehmer*innen. Sie bekamen als Sonderaufgabe in diesem Semester, einmal im letzten Schreibsegment eine kurze Reflexion über unsere Diskussion zu verfassen. Ich habe Bruchstücke dieser Reflexionen sukzessive in meinen Text eingestreut.

Am Ende hoffe ich, dass das Schreiblabor und dieser Text neu in andere Assemblagen einfließen. Ich trage mich mit ersten Überlegungen zu einer Lehrveranstaltung, die das langsame, gemeinsame Lesen von theoretischen und literarischen Texten ins Zentrum stellt. Ich frage mich, ob Lese- und Schreiblabor zusammengefügt werden können in einem Modul. Vor allem aber hoffe ich, dass die Technik Schreiblabor in anderen Kontexten weiterentwickelt, verwandelt und bewegt werden kann. In Stockholm ist bereits eine »Skrivjunta«, ein »Schreibkränzchen« entstanden, in dem Promovierende sich mit ihrem Betreuer zum gemeinsamen Schreiben treffen. Weitere Ideen dazu von meinen Leser*innen nehme ich gern entgegen.

- Deleuze, Gilles/ Guattari, Félix (1987):
A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia. Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.
- Dörre, Klaus/ Lessenich, Stephan/ Rosa, Hartmut (2009):
Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Harris, Anne F./ Overbey, Karen Eileen (2014):
»Field Change/ Discipline Change«, in: Jeffrey Jerome Cohen (Hrsg): Burn After Reading, vol. 2: The Future We Want, Brooklyn, NY: S. 127–143.
- Hustvedt, Siri (2018):
Die Illusion der Gewissheit, Reinbek: Rowohlt Verlag.
- Klein, Julian (2011):
»Was ist künstlerische Forschung?«, in: kunsttexte. Journal für Kunst- und Bildgeschichte, <http://dx.doi.org/10.18452/6849> vom 24.8.2018.
- Moten, Fred/ Harney, Stefano (2013):
The Undercommons. Fugitive Planning & Black Studies, Wivenhoe/ New York/ Port Watson: Autonomedia.
- Osterloh, Lars (2010):
»Besinnung und Begeisterung. Das Studieren nach Wilhelm von Humboldts Bildungsbegriff«, in: Denkströme. Journal der sächsischen Akademie der Wissenschaften 5, S. 53–67.
- Rancière, Jacques/ Steurer, Richard (2007):
Der unwissende Lehrmeister. Fünf Lektionen über die intellektuelle Emanzipation, dt. Erstausgabe, Wien: Passagen Verlag.
- Reckwitz, Andreas (2012):
Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin: Suhrkamp
- Rosa, Hartmut (2018):
Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

- Shukaitis, Stevphen (2012):
»Studying Through the Undercommons: Stefano Harney & Fred Moten«, in: ClassWarUniversity vom 12. November 2012. <https://classwaru.org/2012/11/12/studying-through-the-undercommons-stefano-harney-fred-moten-interviewed-by-stevphen-shukaitis/> (20.8.2018).
- Spöhrer, Markus (2017): »Zum Eigen- und Stellenwert geisteswissenschaftlicher Literaturproduktion. Schreiben als Experimentalsystem«, in: Andrea Bartl; Marta Famula (Hrsg): Vom Eigenwert der Literatur. Reflexionen zu Funktion und Relevanz literarischer Texte, Würzburg: Königshausen u. Neumann, S. 195–212.